

Der Erzähler. N. 179.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Hildener Zeitung“.

Verantwortlicher Redakteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bülferstr. 6.

Nr. 1.

Hilden 1. Juli 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.*)

Humoristische Erzählung von A. Mels.

I.

Die Generalin hatte vollkommen Recht — es war nicht zum Aushalten. Mehr noch! — Wenn man nicht die Hiobsgeduld der Generalin gehabt hätte, wären die unberechenbarsten Exzesse verzeihlich gewesen; denn am Ende hat die menschliche Fügsamkeit ihre Grenzen — oft sogar ziemlich eng gezogene Grenzen, und wenn diese einmal überschritten sind, so verschwinden die Horizonte.

Sie hatte Recht — es war zum . . . Lange genug suchte sie den passenden Ausdruck, und wenn wir die Situation bedenken, geht es uns wie ihr — auch wir finden ihn nicht!

Vielleicht der Leser, — besonders wenn er ein Piquetspieler ist. —

Man bedenke! Sie hat fünf Karten nebst Quartmajor in Treffle — es fehlt ihr nur die Zehn, um die Quinte melden zu können; ihr Gegner hat diese Quinte, welche sie im Treffle suchte, in Coeur gefunden! Mehr noch! Sie wiegt sich in der süßen Illusion, daß ihre drei Buben, drei Damen und drei Könige ihre bescheidenen Ansprüche auf neun Pointi erfüllen würden, als ihr Gegner mit erbärmlichen vierzehn Zehn ins Feld rückt, und wenn sie endlich an der Gerechtigkeit auf Erden verzweifeln, sich geduldig in ihr grausames Schicksal fügt und mit düsterem Blick und vor Aufregung bebender Hand: „Eins“ spielt, da muß sie eine schadenfrohe Stimme hören, welche sagt:

„Erlauben gnädigst, daß ich meine Massen deplohire. Scheint mir, daß auch dieses Eins wenig Werth hat! . . . Sechs Coeur und Quinte machen einundzwanzig, vierzehn Zehn dazu macht fünf- undneunzig . . . trara! siebenzig bereits markirt, macht einhundert und fünfundsiebzig, also um fünfzehn schon den Sieg überschritten, lalala, — und noch zwei kleine Terzen, die ich mich zu zählen enthalte. Meine gnädige Frau — ich habe die Ehre!“ —

Die Generalin warf die Karten weg, einige Sekunden lang suchte sie jenen Ausdruck, den weder sie, noch wir, und hoffentlich auch der piquetkundige Leser nicht zu finden vermochten,

um einer solchen Kartenlogik die richtige Bezeichnung zu geben, — und dann brach sie los:

„Es ist nicht zum Aushalten!“

Ihr Gegner schien das heidnische *Vae victis* als einziges Dogma anzuerkennen, denn ein ironisches Lächeln spielte so deutlich um seinen Mund, daß selbst der schneeweiße Schnurrbart es nicht ganz zu verbergen vermochte. Das reizte nun die unglückliche Generalin noch mehr.

„Da hört Alles auf!“ rief sie, — „ich spiele gar nicht mehr mit Ihnen — solch ein Glück, daß . . . daß . . . mein Seliger nannte es auch anders wie Glück —“

Mit der Gefühllosigkeit, die beim Kartenspiel nur ein pensionirter Dragonerobrist zeigen kann, erwiderte dieser:

„Er nannte es Dufel, verstand auch gar wenig vom Piquetspiel!“ —

Jetzt zeigte — wie das so oft geschieht — das Opfer seinem Henker gegenüber eine Seelenruhe, welche diesem gänzlich abging. Die Generalin lächelte herb und sagte mit ruhiger und überlegener Stimme:

„Wir spielten beide ein gut Theil besser, als Sie — das unterliegt keinem Zweifel — wir hatten eine sinnige, gut durchdachte, nach allen Regeln geführte Art zu spielen, — freilich gegen ihre Quinten und Bierzehner, gegen Ihr — ich vergaß das Wort, dessen sich mein seliger Gemahl zu bedienen pflegte — dagegen hilft das Alles nichts! Ich urtheile so objektiv wie möglich, aber ich muß sagen, daß ich dieses Spiel nicht Ihre starke Seite nennen kann. Sie verstehen zwar zu gewinnen, aber ob Sie das Spiel überhaupt verstehen, — das, lieber Obrist, ist eine Frage, die ich nicht bejahen möchte, wenn ich bei der Wahrheit bliebe.“

Die Replik war mit einer kalten Energie gegeben; — desto wichtiger fielen die Worte auf das Haupt des Siegers, der jedoch dermaßen abgehärtet schien, daß diese treffliche Logik ihn wenig erschütterte und er mit einer cynischen Gelassenheit erwiderte:

„Na! — dann muß ich mich mit dem Gewinnen begnügen! Hab's im Dienste auch so gehalten; wenn ich nur den Feind vor mir laufen sah, war ich vollständig befriedigt; wie das gekommen, war mir bis zu einem gewissen Punkte so ziemlich gleichgültig!“

*) Nachdruck verboten.

„Ja, stets dasselbe Glück, oder . . . den anderen Ausdruck.“

„Dusel, gnädige Frau.“

„So, hm! Also Sie haben wieder alle vier Partien gewonnen?“

„Hatte die Ehre.“

„Werden mir aber eingestehen, daß es sehr wenig unterhaltend ist, stets mit Jemanden zu verlieren, der — ich will Ihnen meinen Gedanken ganz offenbaren, — gar nichts vom Piquetspiel versteht.“

„Na, ich werde ein anderes Mal versuchen, ob es mir möglich ist, zu verlieren“, meinte der Obrist mit einem Lächeln, dessen Gutmütigkeit die Generalin noch mehr aufbrachte, als sie bereits war.

„Das verbitte ich mir“, rief sie heftig, — „ich bedarf Ihrer Schonung nicht, möchte Sie sehr bitten, solche Inkonvenienzen nicht zu begehen.“

Diese kleine Diatribe übte eine seltsame Wirkung auf den Obristen aus. Er fühlte sich durch die heftigen Worte der Generalin plötzlich freier, es war ihm, als wenn er nach der Parade seine Uniform aufknöpfen konnte, der beengende Salonten schien von seiner Partnerin aufgegeben, und mit einem Mal kam gegen seinen eigenen Willen seine Dragonernatur zum Ausbruch! Aber ein Blick genügte ihm, um dieselbe zu zügeln, wenigstens, um den Versuch zu machen, und während der ersten Monate seiner Erwidderung glich er einem Rosse, das sich frei fühlt und sich nur bäumend der Faust des Reiters fügt. Er strich seinen Schnurrbart und rief:

„Aber zum Teufel, Pardon . . . ich meinte . . . zum Donnerwetter . . . nein, nein, ich bitte, ich wollte sagen . . . ich kann doch nicht dafür, wenn ich die Vierzehn und die Quinte bekomme.“

Die Generalin lächelte mit Ueberlegenheit.

„Jetzt haben Sie das rechte Wort gesprochen“, sagte sie. „Sie können nichts dafür, wenn Sie gewinnen. Das lasse ich gelten! Haben Ihr ganzes Leben lang nichts dafür gekont, heute beim Piquetspielen, wie damals bei Distelheim.“

„O, ich bitte“, rief der Obrist entsetzt, „fangen wir nicht wieder davon an.“

„Ja, ich begreife, es ist Ihnen unangenehm, Ihre Vorbeeren so zerstückelt zu sehen, aber . . . Sie konnten ja nichts dafür, lieber Obrist.“

Der Obrist wurde blutrot, aber er hielt, wenn auch mühsam, an sich. Es lag sogar eine gewisse Gelassenheit in seiner Stimme, als er sagte:

„Hören Sie, meine Gnädige! Alles, was Recht ist, und sehen Sie, Excellenz, ich kann auch ein Mal die Gebuld verlieren, nicht wahr, das ist möglich? — und wenn ich sie verlore, dann würde ich Ihnen ganz offen sagen, daß mein seliger Kamerad — Ihr Herr Gemahl — damals in der Affaire bei Distelheim — ich will gelinde sagen, eine . . . ich will's nicht bei seinem rechten Namen nennen, und kurz und gut, wenn ich ihn nicht mit meinen Dragonern herausgehauen hätte, er säße noch in der Patsche.“

„Ja, ja! Sie hatten wieder vierzehn Aß . . . konnten aber nichts dafür!“

„Was — was? Ich konnte nichts dafür? Nein, das geht mir doch aber über den Krügen! Konnte nichts dafür. Sitze ganz gemüthlich beim Frühstück, seit acht Tagen zum ersten Mal, kommt ein Adjutant hereingestürzt, meldet, daß General von Hohenberg bei Distelheim sich in einer sehr kritischen Lage befindet. — Ich? was thue ich? Nach' nicht eins, nicht zwei, erwarte keine Befehle, laß zum Aufstehen blasen, stürm' mit den Schwadronen fort, komme nach Distelheim . . . ich sage Ihnen, meine Gnädige, er hatte sich schön gebettet, dero seliger Herr und Gemahl! Kurz, ich habe das Glück, ihm Luft zu verschaffen.“

„Werde leicht verwundet“, unterbrach sie aigrirt, „bekomme einen Orden, avancire zum Obristen, stehe in allen Zeitungen, werde der Held des Tages.“

„Und kann nichts dafür, wie?“

Vierzehn Aß, Quintemajor und den Point, lieber Freund!“

„Hören Sie“, brauste Jener auf, doch fast augenblicklich sich beruhigend, fügte er hinzu:

„Glauben Sie mir, Excellenz, an dem Tage hatte Ihr Herr Gemahl die vierzehn Aß!“

Die Generalin fühlte sich mit ihren eigenen Waffen angegriffen, und um der Gefahr zu entgehen, welche darin lag, nahm sie schnell eine überlegene Miene an und sagte:

„Wir wollen davon nicht weiter sprechen! Ich habe Ihnen zwölf Stellen im Clauswitz angestrichen, um Ihnen zu beweisen, daß mein Gemahl an dem Tage ganz richtig und korrekt manövriert hat! — Zwölf Stellen, Herr Obrist! Und wenn die es nicht vermocht haben, Sie zu überzeugen, dann freilich läßt sich nicht weiter diskutieren.“

Einen Augenblick lang weidete sich die Generalin an dem mürrischen Gesichte des Obristen, dann fuhr sie fort:

„Aber, so seid Ihr Männer! Gründe haben nicht den geringsten Werth für Euch, und einer oft brutalen Rechtshaberei opfert Ihr bis zu den Regeln der Schicklichkeit! Ich spreche natürlich von den lebenden Männern, denn mein Seliger, ja mein Seliger, das war ein ganz anderer Mann, ein ganz anderer als die heutigen, als die . . . hm! Doch ich will nicht ungerecht sein; Ihr Herr Sohn, der Lieutenant, der wird auch einst den Männern jenes Schlages ähneln, zu denen mein seliger Gemahl gehörte. Ein vernünftiger, lebenswürdiger, gesetzter, junger Mann!“

Doch auch dieser Balsam, der auf sein Vaterherz gelegt ward, konnte den grausamen Dragoner nicht bewegen, der Generalin Recht zu geben.

„Vernünftig, — gesetzt“, rief er. „Freilich, das beweisen wohl seine Schulden, die ich gestern erst wieder bezahlen mußte.“

Die Generalin schüttelte den Kopf und sah ihn mit Befremden an.

„Schulden?“ sagte sie. Aber ich begreife Sie wahrhaftig nicht mehr! Nun ja, Schulden. Soll denn ein Lieutenant vielleicht keine Schulden machen?“

„Mir wär's ganz Recht!“

„Aber was soll er denn machen? Bei Gott, Obrist, Sie sind seit einiger Zeit in einer Stimmung — in einer Stimmung, die . . .“

„Das finde ich bei Ihnen.“

„Stets wollen Sie Recht haben.“

„Aber, Excellenz, ich finde vielmehr, daß gerade Sie, Sie —“

„Ich? — Du lieber Himmel! Ich habe mich mein ganzes Leben lang gefügt — habe stets mein Denken und mein Wollen dem meines seligen Herrn und Gemahls untergeordnet.“

Der Obrist bekam plötzlich einen gewaltigen Husten, und die Generalin maß ihn mit mißtrauischem Blick. Ihr feines Ohr wollte durchaus etwas wie „Pantoffelregiment“, in den Bart gebremmt, vernommen haben.

„Sie sagten?“ meinte sie, ihn scharf fixierend.

„Ich? — nicht im Geringsten“, versetzte er, leicht erröthend, ein Faktum, das bei einem Dragonerobristen fast die Annahme berechtigte, daß auch er sich diesem Pantoffelregiment füge. Um nun das Thema so schnell wie möglich zu wechseln, setzte er hinzu:

„Um wieder auf meinen Sohn zu kommen — aus der Heirath scheint mir durchaus nichts werden zu wollen!“

Die Generalin machte ein bedenkliches Gesicht und nickte leise bejahend mit dem Kopfe. Zum ersten Male an diesem Nachmittage, daß sie mit dem Obristen einer Ansicht war.

„Das sieht wirklich so aus! Denn meine Nichte — unter uns gesagt, lieber Freund, das Mädchen weiß wahrlich nicht, was sie will. Einfältiger Backfisch! Ein solcher Mann, wie Ihr Sohn, wird Ihr nicht alle Tage geboten werden!“

„Hm! Hm! Das Mädchen . . .“

„Nun? — was ist mit dem Mädchen?“

(Fortsetzung folgt.)

Von der österreichischen Nordpolar-Expedition.

Ein Mitglied der Expedition hat aus Tromsøe in Norwegen, wohin bekanntlich die „Pola“ nach dem durch das Polareis vereitelten Versuche, die als Stationsplatz bestimmte Insel Jan Mayen zu erreichen, zurückgekehrt ist, und wo sie sich noch befindet, an den „Brünner Tagesboten“ einen Bericht gesandt, der eine recht interessante Darstellung des bisherigen Verlaufes der Expedition enthält. Von Bergen war die „Pola“ am 25. Mai um 4 Uhr Nachmittags ausgefahren. In einer Entfernung von 50 Seemeilen vom Lande wurde das Feuer der Maschine gelöscht und die Fahrt unter Segel bei günstigem Winde fortgesetzt, worauf das Schiff bald bei einer Luft-Temperatur von 10 Grad Celsius in den warmen Golfstrom

eintrat. Am 29. Mai wurde der Polarreis passiert, worauf am 30. Mai eine plötzliche starke Abkühlung des Wassers und der Luft erkennen ließ, daß der Polarstrom erreicht worden sei, in welchem die Fahrt wieder mit Hilfe der Maschine fortgesetzt werden mußte. Am 31. Mai um 5 Uhr früh wurden vom Ausluger durch den dichten Nebel die ersten Eisflarden erblickt. Mit langsamer Fahrt, vorsichtig steuernd, ging es durch die zunehmenden Eismassen. Immer dichter und dichter lagen die Felde an einander, belebt von Hunderten von Tauchern aller Gattungen: Seehunde spielten auf dem in prachtvoll grotesken Formen daherschwimmenden Eise. Circa 25 Meilen wurde so ins Eis hineingefahren; oft glaubte man, schon keinen Ausweg mehr zu finden, bis endlich eine undurchdringliche Eisbarriere jedem weiteren Vordringen Einhalt that. Westwärts, sodann ostwärts steuernd, liefen wir die Eisgrenze ab und mußten dann nur noch 120 Meilen von Jan Mayen, leider den Rückweg antreten. Am 1. außerhalb des Eises angelangt, wurden Segel gesetzt, und es sollten, längs der Eisgrenze kreuzend, bessere Verhältnisse abgewartet werden. Trotz des hohen Thermometerstandes von 0,5 Grad Celsius war die Kälte mit dem Winde eine höchst intensive, das Wasser hielt sich jetzt auf 00. Die dichtgereiften Segel hingen voll Eiszapfen, und Schneegestöber gefellte sich dazu. Da unter diesen Umständen vorläufig keine günstige Aenderung des Eisstandes abzusehen war, beschloß der Kommandant, vor dem Winde nach Tromsøe abzufallen und dort zu warten. Am 2. um 11 Uhr Vormittags setzten wir Cours und liefen bei acht Meilen Fahrt bis 3. Nachts, wo der Golfstrom die Brise lullen machte und die Maschine geheizt ward. Das Wasser stieg sofort auf 6,2 Grad und die Luft ward klar, und zum ersten Male hatten wir den vollen Anblick der Mitternachtssonne, ca. 1 Grad 40 Minuten über dem Horizont, welches Schauspiel uns bis jetzt der konstante Nebel entzogen hatte. Am 5. Juni früh erblickten wir die schroffen Felsen der Vosöben und steuerten um 10 Uhr Vormittags in den Vest-Fjord. Am 6. um 3 Uhr früh hielten wir vor Bödingen, um Telegramme zu expediren und Booten zu nehmen, und um Mitternacht fielen die Anker in dem schmalen Kanal von Tromsøe. Bekanntlich wartet die Expedition in Tromsøe eine günstigere Gestaltung der Eisverhältnisse ab, ist aber auch bereit, wenn eine solche nicht erfolgt, einen Ersatz-Stationsplatz auf Island aufzusuchen.

Das Sprüchwort im deutschen Recht.

Das Sprüchwort entsteht im Volksmunde wie die Welle im Meere. Plötzlich ist es da, aber man weiß nicht, woher es kam. Sein Wesen ist schwer zu bezeichnen. Will man eine Definition haben, so wird man das Sprüchwort als einen dem Volksmunde entsprungene Auspruch bezeich-

nen müssen, welcher bei passenden Anlässen wiederholt zu werden pflegt. Die Sprüchwörter enthalten eine große Summe von Lebensweisheit und werfen deutliches Licht auf Sitte und Gebräuche des Volkes, auf seine Anschauungen in Politik, Religion, Recht und Moral. Die hohe Bedeutung des Sprüchwortes für das Volksleben und für die Culturgeschichte dürfte außer Zweifel stehen. Es wird dies schon durch die vielen Sammlungen bewiesen, welche bereits im sechszehnten Jahrhundert auftreten, und mit denen bis in die neueste Zeit hinein bedeutende Gelehrte sich beschäftigen. So gab Simrock im Jahre 1846 eine Sammlung von 12,396 Sprüchwörtern heraus. So groß diese Zahl erscheinen mag, umfaßt sie dennoch bei Weitem nicht den Gesamtschatz des deutschen Sprüchwortes, wie aus dem Umstande hervorgeht, daß Wanders deutsches Sprüchwörterlexikon, dessen erste Lieferung im Jahre 1863 erschien, auf 140 bis 150,000 Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten berechnet war. Es ist uns unbekannt, ob das Werk vollendet wurde. Ganz erschöpfend aber wird auch das umfangreichste Sammelwerk nicht sein können, weil tausend und aber tausend von Sprüchwörtern unfaßbar von Mund zu Munde flattern, und weil sie viel schneller entstehen, als der fleißigste Sammler arbeiten kann.

Außer den Sammlungen, welche sich den gesammten Sprüchwörterschatz des Volkes zu umfassen bemühen, giebt es eine große Anzahl von Specialsammlungen. Ganze große Gruppen von Sprüchwörtern sind einzelnen Berufskreisen eigenthümlich, oder beziehen sich auf einen bestimmten Kreis der gesellschaftlichen oder wissenschaftlichen Entwicklung. Die Theologie und die Geistlichkeit hat ihren bestimmten Kreis von Sprüchwörtern ebenso aufzuweisen, wie die Arzneikunde und die Aerzte, wie die Jurisprudenz und die Juristen, oder richtiger gesagt: im ewig schaffenden Volksmunde erzeugten sich von Alters her Aussprüche, welche, oft in wichtiger Weise, sich um bestimmte Berufsclassen und ihre Thätigkeit gruppirten.

Ganz besonders günstig für die Bildung von Sprüchwörtern war das Rechtsleben der Deutschen und das deutsche Recht selbst, worunter hier das von Deutschen in Deutschland hervorgebrachte, den fremden Rechten gegenüberstehende Recht zu verstehen ist. Nur wenige Rechtsnormen waren codificirt und das geschriebene Recht bezog sich fast ausschließlich auf das öffentliche Recht, während das Privatrecht unserer Vorfahren sich in mündlichen Ueberlieferungen fortpflanzte und auf einem, oft gradezu in Sprüchwörtern gekleideten Herkommen beruhte. Recht war das, was von kundigen Männern als solches bezeugt wurde. Es bildeten sich im Volksmunde kurze Sätze und Sentenzen, welche sich auf das Rechtsleben bezogen, und welche maßgebend wurden für die Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten. Noch späte Reichsgesetze erkannten das Volksrecht an, welches sich auf diese Weise gebildet hatte, indem sie bestimmten, daß das Reichsrecht „guten Gewohnheiten nicht entgegen

sein solle“, und noch heut zu Tage sind die „Rechtsgewohnheiten“ nicht ganz aus unserem Rechtsleben geschwunden.

Einen ungleich höheren Werth und eine oft gradezu entscheidende Bedeutung hatte die „Rechtsgewohnheit“, welche in ihrer äußeren Form häufig als „Rechtssprüchwort“ auftrat, noch im vorigen Jahrhundert. Als Beispiel von der Bedeutung, welche man dem Sprüchworte im Rechte einräumte, mag gelten, daß ein Spruchcollegium das Zeugniß eines Schäfers als ungültig verwarf, weil es im Sprüchwort heißt: „Schäfer und Schinder sind Geschwisterkinder“ und weil der Schinder unehrlich und deshalb unfähig sei, ein Zeugniß abzulegen. Diese Thatsache als „kürzlich geschehen“ theilt Professor Eisenhart in seiner Sammlung von Rechtssprüchwörtern mit. Dies interessante und selten gewordene Buch erschien im Jahre 1758 unter dem Titel „Dr. Johann Friedrich Eisenharts, vorm. Herz. Braunschweig, Hofraths und ordentlichen Lehrers der Rechte und Juristenfacultät Ordenarius zu Helmstädt, der Societ, der Wissensch. zu Duisburg Mitgl. Grundsätze der deutschen Rechte in Sprüchwörtern durch Anmerkungen erläutert.“ Eine zweite Auflage erlebte das Buch, veranstaltet von dem Sohne des Autors, welcher ebenfalls Professor der Rechte in Helmstadt war, im Jahre 1792.

Der gelehrte Verfasser hat weit über 300 Sprüchwörter, welche er nach den verschiedenen Rechtsmaterien, auf welche sie sich beziehen, in neun Abtheilungen commentirt, und ihre Beziehung zum Recht, sowie ihre Bedeutung für dasselbe nachgewiesen, oft freilich in recht naiver Weise, welche heute kaum noch als wissenschaftlich passiren dürfte. Bei dem Standpunkte aber, auf welchem die Rechtswissenschaft zur Zeit Eisenharts stand gelangte sein Handbuch, welches namentlich der studirenden Jugend als Leitfaden zu dienen bestimmt war, zu hoher Berühmtheit.

Bei der nachstehenden Auswahl sind besonders solche Sprüchwörter berücksichtigt worden, welche sich noch heute im täglichen Gebrauche befinden. Das Bewußtsein von ihrem Zusammenhange mit dem Rechte ist verloren gegangen, daß sie aber dennoch ihren Werth haben und daß sie mehr sind als bloße Gemeinplätze, beweist die Zähigkeit, mit welcher sie Jahrhunderte überdauerten. Haben sie auch keine Bedeutung mehr für unser heutiges Recht, so spricht doch in ihnen auch heute noch wie vor Jahrhunderten das Fühlen und Denken des Volkes aus, welches oft mit einem kurzen, von den Vorfahren überlieferten Satze das Richtige trifft, während der gelehrte Richter den Wald vor Bäumen nicht sieht, oder auch nach Lage der Gesetzgebung eine Entscheidung zu treffen genöthigt ist, welche für den schlichten, aber gesunden Sinn des Volkes gradezu unbegreiflich erscheint. Wenn der Bauer, felsenfest von seinem guten Rechte überzeugt, den Prozeß verloren hat, so ruft er wie vor Jahrhunderten auch heute noch unmutig aus: „Hundert Jahre Unrecht ist keine Stunde

Recht!" Noch heute lebt folgender uralte Vers im Munde von Alt und Jung:

„Zehn Jahr ein Kind.
Zwanzig Jahr ein Jüngling.
Dreißig Jahr ein Mann.
Vierzig Jahr wohlgethan.
Fünzig Jahr stille stahn.
Sechzig Jahr geht's Alter an.
Siebzig Jahr ein Greis.
Achtzig Jahr nimmer weiß.*)
Neunzig Jahr Kinder Spott.
Hundert Jahr gnade Gott.“

Die Worte blieben dieselben, während Sinn und Anwendung allerdings andere geworden sind, da jener Vers vor Alters Bezug auf das Personenrecht hatte und in volksthümlicher Weise diejenigen Befugnisse bezeichnen wollte, welche dem Menschen je nach seinem Alter zustanden, oder welche andere Personen (Ältern, Vormünder) in Bezug auf ihn auszuüben hatten.

„Kinder und Narren reden die Wahrheit“ sagt man, wenn man sich auf das Zeugniß von Personen berief, denen wegen großer Jugend oder Geisteschwäche volle Glaubwürdigkeit nicht beizumessen war, indem man darauf hinweisen wollte, daß die unbefangene Offenheit des Kindes und des Narren den Mangel des Alters und des vollen Verstandes ersehe. Ein Anklang an diese Anschauung findet sich auch noch im heutigen Rechte vor, insofern Civil- und Strafprozessordnung übereinstimmend verordnen, daß solche Personen uneidigt zu vernehmen sind, welche zur Zeit der Vernehmung das sechzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet, oder wegen mangelnder Verstandesreife oder wegen Verstandeschwäche von dem Wesen und der Bedeutung des Eides keine genügende Vorstellung haben.

Auch das Sprichwort: „Jugend hat nicht allezeit Tugend“, welches eine strafrechtliche Bedeutung hat, findet einen Wiederhall in unserer modernen Gesetzgebung. Man wollte dadurch ausdrücken, daß die Straftaten jugendlicher Personen, welche oft aus Unreife des Urtheils, Unüberlegtheit oder Uebermuth entspringen, milder zu beurtheilen seien, als die Delicte des gereiften, überlegenden Mannes. Dieselbe Rechtsanschauung findet sich im deutschen Strafgesetzbuche wieder, nur daß dasselbe noch weiter geht als das alte Recht, indem es, dem humanen Zuge der Neuzeit folgend, die Straftaten jugendlicher Personen von unter zwölf Jahren für gänzlich straffrei erklärt und bei Personen unter achtzehn Jahren Strafe nur dann eintreten läßt, wenn festgestellt wird, daß sie bei Begehung der That die zur Erkenntniß der Strafbarkeit derselben erforderliche Einsicht besaßen. Und auch in diesem Falle sind die Strafen milder als die, welche den über achtzehn Jahre alten Thäter für dieselbe Handlung treffen.

Zahlreich sind die Sprichwörter, welche sich auf die Standesunterschiede zwischen Adel, Bürger

und Bauer und auf die scharf abgegrenzten Rechtsbefugnisse der verschiedenen Gesellschaftsklassen beziehen. Diesen Verhältnissen entspringen die heute noch gebräuchlichen Worte: „Das Handwerk hat einen goldenen Boden“ und „Wenn der Bauer nicht muß, so regt er weder Hand noch Fuß.“ Der letzterwähnte Ausspruch bezieht sich auf die gedrückte Lage und die hierdurch hervorgerufene Störrigkeit des „hörigen“ Bauernstandes, welcher in Preußen bekanntlich erst durch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung zu einem menschenwürdigen Dasein erhoben wurde. Auf die „Spanndienste“, welche der Bauer dem Gutsherrn zu leisten hatte, bezieht sich das Sprichwort: „Der Bauer muß dienen wie er bespannt ist.“ Dies will besagen, daß es bei Beurtheilung des Umfanges der zu leistenden Spanndienste nicht auf den Landbesitz und die sonstigen Vermögensverhältnisse des Bauern, sondern lediglich auf die Anzahl des von ihm gehaltenen Zugviehes ankomme.

Das Sprichwort: „Klemter und Zünfte müssen so rein sein, als wären sie von Tauben gelesen“, entstammen einer Zeit, zu welcher das Handwerk in die freien Städte einzog und aufhörte, eine ausschließliche Beschäftigung unfreier Knechte zu sein. Der freie Handwerksmann hielt auf Standesehre, und deshalb duldet er nicht, daß unfreie, unehrliche und bescholtene Personen Mitglieder von Zünften und Genossenschaften wurden. Rein wie von Tauben gelesen mußte die Zunft sein. Aber auch kein anderes Handwerk durfte der zünftige Meister treiben, denn „vierzehn Handwerke, fünfzehn Unglücke“, d. h. wer Vieles zugleich beginnt, kann nirgends Tüchtiges leisten.

Den mittelalterlichen Vorstellungen über das, was wir heute als „bürgerliche Ehrenrechte“ bezeichnen, entstammt das Sprichwort: „Ehre verloren, Alles verloren.“ Der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, wie wir heute sagen, hat bestimmte, im Gesetze vorgesehene Nachteile zur Folge, welche aber bei weitem nicht die Erheblichkeit für den davon Betroffenen haben, wie der Ehrverlust im Mittelalter. Derselbe war fast gleichbedeutend mit Rechtlosigkeit. Auch ganzen Berufsklassen hatte die Engherzigkeit unserer Vorfahren der Mangel der Ehrlosigkeit aufgedrückt. Schäfer und Scharfrichter waren ehrlos, und ihnen stellte man alle unehelich Geborenen gleich. Sogar die Armut machte unehrlich. Die rechtlichen Befugnisse der Armen waren eingeschränkt und unter anderen waren sie unfähig, ein vollgültiges Zeugniß abzulegen. Erst als mildere Sitten die Barbarei der mittelalterlichen Rechtspflege abzuschwächen begannen, schwanden diese Vorurteile allmählich dahin. Aus dieser Periode des Ueberganges stammt das auch uns noch geläufige Sprichwort: „Armuth ist keine Schande.“ In seiner ursprünglichen Bedeutung und Anwendung spricht dasselbe das Verlangen aus nach rechtlicher Gleichstellung des Armen mit dem Begüterten.

(Schluß folgt.)

* Heute sagte man dafür: „Achtzig Jahr schneeweiß.“

Historisches vom Biere.

Die erste historische Kunde von unserm gehopften Gerstenfaste verdanken wir, so erzählt Dr. Julius Erdmann im „Sonn- und Feiertags-Courier“, einer Jungfrau, nämlich der heiligen Hildegardis, die im Jahre 1079 als Nebtissin auf dem Rupertsberge ihr Dasein beendete. In einer Schrift derselben ist zuerst der Hopfen als Zusatz des Bieres erwähnt worden.

Ein Hauptgegner des Bieres ist von Alters her der Wein gewesen, und der letztere hat stets mit einem gewissen aristokratischen Stolze auf das plebejische Getränk herabgesehen. So haben denn auch die Weinliebhaber weidlich auf das Bier geschimpft und die ergößlichsten Dinge erzählt, die den Gerstentrank diskreditirten. Unter Anderm stellte Aristoteles in seinem Buche über Trunkenheit die barocke Behauptung auf, daß die Leute, die sich in Gerstenwein, welchen man auch Bier nenne, betränken, in der Trunkenheit immer nur nach einer bestimmten Richtung fielen. Er sagt hierüber: „Es ist eine Eigenthümlichkeit der durch Bier erzeugten Trunkenheit, daß der Betrunkene immer rückwärts fällt, während man bei einem durch andere Mittel erzeugten Rausche ebenso gut links wie rechts, vorwärts wie rückwärts fallen kann.“

Man sah im Großen und Ganzen das Bier nur als einen großen Ersatz für den Wein an und erwähnte, daß man besonders in denjenigen Ländern Bier trinke, die viel Getreide und keine Weinstöcke tragen.

Hatte doch der Gott Osiris selbst den Egyptern die Bereitung des gegohrenen Getränkes aus Gerste deshalb gelehrt, weil die Bodenbeschaffenheit des Landes der Weinkultur zuwider war. So wurden die Egypter zu Biertrinkern und zwar zu den ältesten in der Kulturgeschichte. Jedoch scheint das Bier in Egypten vornehmlich das berauschende Getränk im Volke gewesen zu sein, wie bei uns etwa der Branntwein, während die Wohlhabenden sich meistens Wein verschafften.

Ein abfälliges Urtheil über das Bier ist auch im Aeschylus verzeichnet, der den König von Argos den Danaiden gegenüber, welche aus Egypten gekommen waren, ausrufen läßt, daß sie in Griechenland eine männliche Bevölkerung finden würden, nicht Trinker von Gerstentwein.

Doch darf ich nicht verschweigen, daß in dem Streite, ob Wein ob Bier, auch Verfechter des letztern anzutreffen waren; so Diodorus Siculus, welcher hervorhebt, daß Bier im Wohlgeschmacke dem Weine nicht viel nachstehe. Ferner hatte der bekannte Arzt Hippokrates, wie uns Plinius berichtet, dem Ruhme des Bieres ein eigenes Buch gewidmet.

Unter den Gegnern des Gerstenfastes in alter Zeit hat sich aber besonders der Kaiser Julian hervorgethan, der an der alten römischen Sitte des Weintrinkens festhielt und den Pseudo-Bacchus des Gerstenweines verhöhnte. Er ruft ihm zu:

„Was hat der Nektarduftende gemein mit Dir dem Stinkenden?“ und an einer andern Stelle seines bekannten Epigrammes sagt er:

„So heiße denn auch Dionysos nicht,
Der ist geboren aus des Himmels Licht,
Der Feuergott, der Geist'ge, fröhlich Laute,
Du bist der Sohn des Malzes, der Gebraute.“

Die alten Deutschen haben vermuthlich das Bereiten und Trinken des Gerstenweines von den Kelten gelernt, ferner auch von den Thrafern u. s. w. Jedenfalls haben die Deutschen mit großer Bereitwilligkeit das Berausungsmittel aufgenommen und wurden bald tüchtige Trinker; denn der römische Geschichtschreiber Tacitus stellt ihnen das nicht gerade rühmliche Zeugniß aus, daß man sie ebensogut durch Lieferung berausender Getränke als durch Waffengewalt hätte überwinden können.

Die Preußen aber, welche die nächsten Nachbarn der Germanen waren, tranken noch zu Wulfstans und König Alfrehs Zeit nichts als Meth und ein gegohrenes Getränk aus Pferdemicke; sie lernten den Gerstenwein ebenfalls erst später kennen. Noch heute trinken die mongolischen Tartaren ein gegohrenes Getränk aus Stutenmilch, womit sie sich berauschen, welches unter dem Namen „Kumiß“ bekannt ist.

Neben dem Gerstenbiere wurde in späterer Zeit in Deutschland auch Weizenbier gebraut. Im Jahre 1290 erließ man indessen in Nürnberg eine Verordnung, das Bier nur aus Gerste herzustellen. Jedoch begegnen wir selbst im dreißigjährigen Kriege noch dem Getränke aus Weizen; so war z. B. Wallenstein ein großer Verehrer des Weizenbieres. Am 2. Juli 1628 richtete er ein Schreiben an den Feldmarschall Arnim, der sich vor Stralsund befand, in welchem die folgenden Worte zu lesen waren: „Dieweil ich das Gerstenbier nicht trinken kann, bitt, der Herr thu die Anordnung, auf daß von Barth auf Anklam vor mich Weizenpierz gebracht wird.“

Als Luther von dem Reichstage zu Worms zurückkehrte, wollte ihn der Herzog Erich von Braunschweig für sein männliches festes Auftreten belohnen, und er sandte ihm eine Flasche Einbecker Bier. Luther war bekannter Weise ein Liebhaber von der erwähnten Bierforte.

Bei dem Herzoge von Braunschweig fällt mir ein Trank ein, der früher eine große Berühmtheit besaß, aber jetzt wohl nur noch wenig getrunken wird, nämlich die Braunschweiger Mumme; dieses starke, gewürzhafte und süßliche Bier wurde im Jahre 1492 von dem Braunschweiger Christian Mumme erfunden. Man exportirte dasselbe bis nach Indien. Von den älteren Bierern verdient noch die Goslar'sche „Gose“ Erwähnung und der hannoversche „Briohahn“; der letztere empfing seinen Namen nach dem Erfinder Kurt Briohahn im Jahre 1726.

Weit später als in Deutschland, wurde das Hopfen der Biere in England eingeführt. Unter Heinrich IV. und Heinrich VI. war der Hopfenbau

geradezu verboten. Heinrich VIII. besaß einen solchen Widerwillen gegen das gehopfte Bier, daß er im Jahre 1530 unter Androhung schwerer Strafen ein für allemal untersagte, Hopfen und Schwefel zwischen das Ale zu mischen. Er erklärte den Zusatz des Hopfens für eine Bier-Verschärfung und ebenso das Schwefeln des Bieres. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts kam erst die Anwendung des Hopfens mehr in Aufnahme.

Ich will hier noch eine interessante Ordnung der Wirte erwähnen, die in Augsburg im Jahre 1155 erschien, in welcher das Folgende angedroht wurde: „Wenn ein Bierchant schlechtes Bier macht, oder auch ungerechtes Maß giebt, so soll er nach dieser Ordnung gestraft werden, und überdies soll dasselbe Bier ausgeschüttet oder den Armen unentgeltlich gegeben werden.“

Noch bemerkenswerter erscheint mir die Verhandlung im kleinen Rathe zu Ulm anno 1486, worin es heißt: „Weilen der Wein in hohem Gelt und die Bürger sich uff das Bier legen, die Bierfieder aber ohne alle Ordnung fieden und es mit bergeren lassen, dadurch den leuthen krankheiten zugezogen werden, daß deshalb gen Nördlingen, Giengen und Lauingen geschrieben und erkundigt werde, wie lang Ire Bierbrauer das new gebraute Bier liegen lassen, eh sie es uff schencken, damit den hiesigen auch die Ordnung gegeben werde.“

Der Rath zu Ulm hat da einen wichtigen Punkt berührt, den manche der Herren „Bierfieder“ heute so wenig beachten, wie ihre verstorbenen Collegen in Ulm. Ich meine, daß uns oftmals zu junge Schankbiere vorgefetzt werden, die nicht hinreichend abgelagert sind und daher in Folge ihrer gährungerregenden Bestandtheile allerhand Beschwerden verursachen, so daß man selbst hin und wieder zu dem irrthümlichen Schlusse gelangte, die betreffenden Biere enthielten giftige Beimischungen. Es dürfte sich demgemäß empfehlen, betreffs der Lagerzeit der neugebrauten Biere auch den jetzigen Bierbrauern „die Ordnung zu geben“; denn es ist gewiß für die Verehrer des Bieres nicht angenehm, wenn ihnen ein Trank „uff geschentk“ wird, wonach sie Leibschmerzen bekommen.

Eine chemische Lunge.

Die „Londonec medicinischen Blätter“ sind seit 2 Monaten voll Lobes über die Erfindung des Dr. Richard Neale, die dieser bekannte Fachmann in Ventilationsdingen vor einem Jahre machte und „Chemische Lunge“ betitelte, mit der er aber erst vor kurzem öffentlich hervortrat, nachdem er den Apparat mittelst einer langen Reihe von Experimenten und daraus hervorgehenden Verbesserungen auf einen ziemlich hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hatte. Dieser Apparat ist in seiner größern Gestalt berufen, die so schwierige, dennoch ganz und gar ungenügend gelöste Frage einer be-

riedigenden Lüftung von Eisenbahntunnels endgültig und genügend zu lösen — ein Umstand, der beim Bau des Kanaltunnels zwischen Dover und Calais, — ein Unternehmen, an dessen Zustandekommen kaum mehr zu zweifeln ist, — schwer ins Gewicht fallen dürfte und wahrscheinlich auf der Londoner unterirdischen Bahn sowie in den Tunnels durch den Gotthard und Mont-Cenis eine große Rolle spielen wird.

Der Apparat besteht aus einem mit einer Lösung von Natriumsoda oder dergleichen gefüllten, reservoirartigen Waggon. Die von der Lokomotive ausgehenden schädlichen Gase geben ihre verderblichen Elemente an die Lösung ab und werden dadurch unschädlich. Die „Lunge“ hat auch eine bescheidenere Gestalt für den Gebrauch in Zimmern mit schlechter und heißer Luft. Ein viereckiger Metallapparat, an dessen unterm Ende ein cylindrischer Trog die alkalische Lösung aufnimmt, wird mit einem tüchtigen, gestrickten Handtuch umwunden und dann mittelst einer Schnur in Schwingung versetzt, wobei das Handtuch sich von selbst dreht und nach dem Prinzip der Kapillarität durchnäßt wird.

Alle angestellten Experimente haben bewiesen, daß während des Schwingens der „Lunge“ die heißeste und abscheulichste Luft selbst bei vollständiger Absperrung aller Ventilationsmittel — Thüren, Fenster, Gasableiter, Ofenklappen u. s. w. — binnen wenigen Minuten kühl und rein wird; Hitze, Schwefel und Kohlendampf, Tabakrauch, der Geruch von verbranntem Fett u. s. w. werden von der alkalischen Lösung raschestens absorbiert. In dieser kleinern Form ist die chemische Lunge berufen, in überfüllten Schulstuben, Theatern, Konzertsälen, Versammlungslokalen, in Krankenzimmern und Spitalern außerordentlich segensreich zu wirken, wo das Öffnen von Thüren und Fenstern unthunlich oder ungenügend ist.

Der Apparat ist freilich kaum unter 2 bis 3 Pfd. Sterl. (M. 40 bis 60) herzustellen, allein die Kosten der Lösung u. s. sind ungemein niedrig; selbst in den Eisenbahntunnels würden sich die Kosten der Ventilation per Zug und Stunde auf höchstens dreißig bis fünfunddreißig Pfennige stellen; im Zimmer reduziert sich diese Ziffer natürlich noch um ein Bedeutendes. Wo es sich um die Beseitigung bereits vorhandener, schädlicher Gase handelt, ist das Schwingen der „Lunge“ vorteilhaft, wo diese aber permanent aufgehängt ist, wäre diese Schwingung entbehrlich, da die Luft dort gar nicht schlecht werden kann.

Denkspruch.

Nicht an jedem Bach steht ein Weidenbaum,
Nicht an jedem Rock ist ein Seidensaum,
Nicht in jedem Schachte ist Erz zu finden —
Nicht in jeder Brust ist ein Herz zu finden.

Vergeltung.

Eine Frühlings- und Vogelwähr.
 Der Lenz war gekommen, der König Lenz,
 Hielt Einzug im Krönungsgeschmeide;
 Den Wesen allen gab er Audienz
 Im Wald und auf grünender Haide;
 Sein Blüthenzepter die Welt regiert,
 Sein segentrunder Mund diktiert
 Die ew'gen Gesetze der Freude.

Und des Himmels gefiederte Sängerschaar
 Sie jauchzet zu seinem Preise;
 Sie bringt der Schöpfung Dank ihm dar
 In Liedern laut und leise;
 Sie läßt erschallen auf weiter Flur
 Cantaten und Hymnen in Moll und Dur,
 Jedwedes nach seiner Weise.

Und nach den Sängern der Uhu schritt
 Stolz durch des Brunstsaals Pforten;
 Der zählt zu den Weisesten sich mit
 In Werken, Thaten und Worten.
 Galt auch als hochgebildetes Vieh —
 Vorab in Sachen der Poesie —
 Manch Leuten an manchen Orten.

Zunächst am Thron spricht er gebläht —
 Anstatt dem Monarchen zu hulb'gen —:
 „Geruhen nun Eure Majestät
 Den Singsang zu entschuld'gen!
 Ich werde sorgen nach meiner Pflicht,
 Daß fürder belästigt der Lärm Euch nicht
 Die Ohren, die gedulb'gen! —

Dies Pfeifen und Girren links und rechts
 Muß zur Verzweiflung bringen;
 Der Lerche Driller — der Schlag des Spechts —
 Wie schlecht sie zusammenklängen!
 Wie dort die Drossel den Reim verfehlt,
 Die Amstel die Strophen zusammenquält —
 Doch ich will in Takt sie zwingen!

Ich lehre euch treffen den richt'gen Ton,
 Ihr Finken und Nachtigallen!“ —
 Und kaum gesprochen, da hat er schon
 Men Sprosser in den Krallen;
 Flog hier 'ne Feder — 'ne Feder da;
 Das Blut des lieblichen Sängers sah
 Man tröpfelnd niederfallen!

Auffährt der König in zornigem Muth:
 „Halloh, du frecher Gefelle,
 Gib los die Bente, ich rathe dir gut!
 Gib los sie auf der Stelle!
 Weil eitel Gefräß' in der Kehle dir,
 Du Weidhart, wohnt, so willst du schier,
 Daß nirgend ein Lied mehr quelle?“

In meinem Lande ist frei das Lied,
 Und frei soll der Sänger es künden!
 Du aber höre, was ich beschied
 Zur Strafe deiner Sünden:
 Dein Auge soll decken finst're Nacht —
 Selbst fürder meines Reiches Bracht
 Nicht sehen mehr noch empfinden!“

Und vor dem Blick des Uhu's dacht
 Ein Schlei'er sinkt hernieder:
 Das Lächeln der Sonne schaut er nicht,
 Den Schmelz der Blüthen nicht wieder! —
 Die geflügelten Schaaren hoch und frei,
 Die schmetter'n hinaus in den jungen Mai
 Helllaute Jubellieder!

Richard Schmidt-Cabanis.

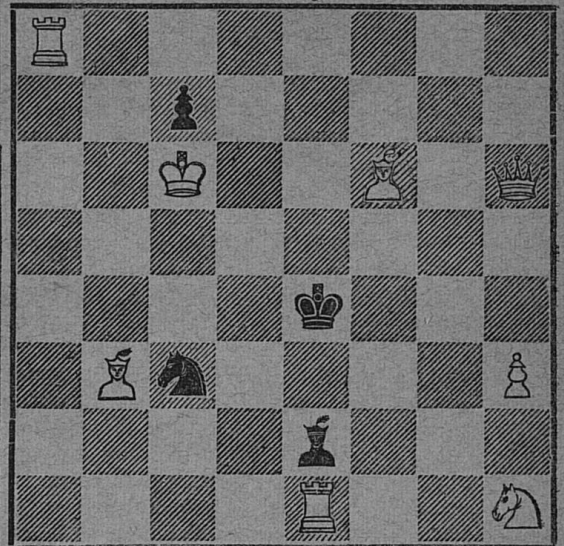
Lesefrüchte.

Man kann nicht geistreich sein, wenn die Umgebung nicht ebenfalls geistreich ist. Der Hahn hat gut den Enten krähen; sie hören nicht auf ihn.

Man muß Herz haben, um jemandes Vorzüge zu genießen; man muß Geist haben, um seine Fehler zu ertragen.

Schachaufgabe

von
 Ernst Kossack.
 Schwarz.



Weiß.
 Mat in 2 Zügen.

Zahlenräthsel.

1 2 3 4 mußt du zum Leben haben,
 Sonst laß in 2 3 1 2 dich begraben.
 1 2 ist ein fremdländischer Artikel,
 1 3 1 3 2 weiß, doch kein Karnickel.
 2 1 4 2 ist naß, 2 3 zerbrechlich,
 Die 1 3 2 4 2 ist unansprechlich.
 Herr 4 2 4 2 1 ist ein Reichsbote,
 4 2 3 1 bracht' Manchen schon zu Tode.
 2 1 1 2 ist freilich kein Gewicht,
 Der Regen macht 4 3 4 3 zu nichte.
 4 2 3 4 3 2 1 ist ein See,
 Die 2 3 4 2 wächst hoch in die Höh'.
 4 3 4 2 1 schreibt von 2 1 3,
 Daß er ein frommer Mann gewesen sei.
 1 3 1 1 2 liegt in fränk'schen Landen,
 Vor 4 3 1 1 ist Respekt vorhanden
 Bei Freund John Bull. — 1 3 4 2 1 1 2
 Tanzt über'm Wasser. Nun bin ich so frei,
 Da 2 4 4 2 kommt, dies Räthsel jetzt zu schließen;
 Denkst Du ein wenig nach, wirst Du's zu rathen wissen.